

Theater mit Brady Dougan

Es seien auch die ausländischen Firmenchefs, die sich nicht um die Schweizer Tradition kümmerten. Bundesrätin Simonetta Sommaruga sagte klar, was viele nicht wahrhaben wollten. In der Samstagsgrundschatz auf DRS 1 beschränkte die Justizministerin das Thema Integration nicht einfach auf Asylbewerber und



Ernst Meier,
Wirtschafts-
redakteur

schlechtverdienende Arbeiter aus Osteuropa. Sie zielte mit ihrer Kritik auf die ausländischen Chefs von Grosskonzernen, die nur Englisch sprechen, übers Wochenende nach Hause jetten und sich nicht aktiv am Geschehen in der Schweiz beteiligen.

Der Zufall wollte es, dass ich am selben Tag einen Unterhaltungsabend in einer Berner Vorortgemeinde besuchte – meiner Partnerin zuliebe, deren Vater im dortigen

SEITENBLICK

Männerchor singt. Der Abend bot den rund 150 Anwesenden im Gemeindesaal – geschätztes Durchschnittsalter Ü 60 – ein breites Unterhaltungsprogramm. Zuerst gab der Männerchor sein Können zum Besten, ehe der Gemischte Chor, bestehend aus drei Generationen Stimmbegabten, auf die Bühne trat. Später sorgte der Theaterverein mit einem professionell inszenierten Bühnenstück über einen SVP-Politiker, der sich mit seiner Geliebten – hoppla: eine SP-Funktionärin! – in einem Hotel vergnügen will, für Lacher. In der Pause hatte ich auch Glück: Unter meinen zehn Tombola-Losen war ein Treffer; ich durfte einen selbstgebackenen Schokokuchen nach Hause nehmen.

Zurück zum Theater: Während der SVP-Politiker sich in Ausreden verstrickte, weil ein Privatdetektiv, der Mann seiner Geliebten und die Hoteldirektorin im Zimmer auftauchten, wurde mir plötzlich bewusst, wie sehr man solch ein kulturelles Angebot in der Schweiz schätzen darf. Regelmässig sorgen Vereinsmitglieder unentgeltlich für ein einzigartiges Freizeitangebot – sei es an Konzerten, Theater- oder Turnervorstellungen. Während ich sinnierte, kamen mir Bundesrätin Sommarugas Worte wieder in den Sinn. Wäre es nicht toll, wenn auch Brady Dougan an seinem Wohnort Erlenbach mit dem Theaterverein auf der Bühne stehen würde? Oder spielt der CS-Chef ein Instrument und könnte seine Verbundenheit zur Schweiz in der Musikgesellschaft zeigen? Dann wäre auch der Boni-Banker bei uns integriert.

ernst.meier@zugerzeitung.ch

Ein Zukunftsschritt zu dritt



Nehmen die ökologische Energieproduktion in Risch in die Hand: Jules Pikali (links), Sandra Hauser und Ruedi Knüsel. Im Hintergrund (rechts): das Dach des Ökohofs, auf dem die erste Anlage entstehen soll.

Bild Stefan Kaiser

RISCH Aus dem Dorf, für das Dorf: In der Gemeinde soll bald Strom produziert werden. Drei Pioniere wollen dafür eine Genossenschaft gründen.

STEPHANIE HESS
stephanie.hess@zugerzeitung.ch

Ein Dreiergespann setzt in Risch ein grosses Zeichen für die erneuerbare Energie: Die Informatikerin Sandra Hauser, der Geschäftsführer der Rischer Oekowatt GmbH Jules Pikali und Gemeinderat Ruedi Knüsel haben in den letzten Monaten eine Idee entwickelt, die es den Rischern bald möglich macht, erneuerbare Energie aus dem eigenen Dorf zu beziehen. Auf Dächern gemeindlicher Bauten und in einem weiteren Schritt auf den Dächern von Industriebetrieben sollen grosse Foto-

«Die Genossenschaft soll ein Selbstläufer werden.»

JULES PIKALI, INITIANT
«RISCHER ENERGIE»

voltaikanlagen installiert werden. Der daraus produzierte Strom wird in das Energienetz der Wasserwerke Zug (WWZ) eingespeist.

Als erster Schritt wird auf dem Ökohof der Gemeinde eine Anlage entstehen, die Strom für 55 Haushalte im Jahr liefert. Das «Avantgardistische», wie es die Initianten nennen, an diesem Projekt ist das Betriebsmodell – die Anlagen

werden von einer Genossenschaft getragen, welche die Einrichtungen plant, baut und betreibt. Die Gründerversammlung der neuen Organisation mit dem Namen Rischer Energie findet am 8. März statt. Schon am kommenden Montag wollen die Initianten aber über die Genossenschaft und ihre Ziele informieren – und so möglichst viele Einwohner finden, die das Projekt mittragen.

«Keine gemeindliche Aufgabe»

Die Idee eines solchen Energieprojekts köchelt bei den drei Pionieren schon lange. Über den Gartenzaun hinweg und beim morgendlichen Kaffee haben die Nachbarn Sandra Hauser und Ruedi Knüsel immer wieder nach Möglichkeiten für ein solches ökologisches Projekt gesucht. Jules Pikali ist Mitglied der Energiekommission und als Fachmann dazugestossen.

Dem Begehr von Knüsel, Hauser und Pikali liegen mehrere Umstände zu Grunde. Einerseits war da der Beschluss des Bundesrates, aus der Atomenergie auszusteigen, andererseits sind an den letzten Gemeindeversammlungen immer wieder Stimmen laut geworden, dass in der Gemeinde mehr für den erneuerbaren Strom getan werden müsse. Ein wiederkehrender Vorschlag war, dass man anstelle einer Steuersenkung das überschüssige Geld in einen Fonds für Subventionen von ökologischen Energieprojekten einzahlen könnte.

Doch: «Das Hauptproblem an dieser Subventionsidee ist, dass bei einer solchen Form nicht alle Personen teilnehmen könnten», sagt Sandra Hauser. Mieter beispielsweise, die nicht über ein Dach für Sonnenkollektoren verfügen oder Hauseigentümer, die kein geeignetes Dach für eine solche Anlage haben, blieben aussen vor. Genauso wie Personen, die nicht über grosse Mittel

verfügen. Denn um selber eine Solaranlage zu bauen, muss man mindestens 20 000 Franken in die Hand nehmen, auch die Subventionen würden nicht den ganzen Aufwand decken. «Zudem», sagt Knüsel, «waren wir uns einig, dass die Produktion erneuerbarer Energie keine gemeindliche Aufgabe ist, sondern ausserhalb dieser Struktur organisiert werden muss.»

«Nachhaltige Ausrichtung»

Die drei Rischer Pioniere dachten sich also, dass ein Modell gefunden werden müsse, bei dem alle teilnehmen können, und kamen so auf die Form der Genossenschaft (siehe Box). «In Risch existieren bereits gut funktionierende Genossenschaften, die ausserhalb der gemeindlichen Strukturen agieren», sagt Sandra Hauser. «Durch die demokratische Grundstruktur dieser Organisationsform können alle partizipieren», fügt Pikali an. Und: «Es ist kein Strohfeuer: Die Genossenschaft ist in ihrer Grundstruktur nachhaltig ausgerichtet. Das ist für ein solches Projekt zentral.»

Um für die erste Anlage auf dem Ökohof genügend Mittel zu haben, beantragen die drei Initianten bei der Gemeinde eine erste Anschubfinanzierung. Dieser Kredit soll an der kommenden Sommertagsgemeinde zur Abstimmung kommen. «Danach soll die Genossenschaft aber ein Selbstläufer werden», sagt Pikali.

Nicht nur Solarenergie

Mit den Geldern der Genossenschaft sollen in Zukunft immer mehr Anlagen auf Rischer Dächern entstehen. Knüsel, Hauser und Pikali haben dabei die Bedachungen der beiden Dreifachturnhallen und der Musikschule im Auge. «Wir haben mit mehreren Firmen schon Gespräche geführt, um auf ihren Indus-

So macht man mit

GENOSSENSCHAFT Um bei der Genossenschaft «Rischer Energie» mitmachen zu können, gibt es mehrere Möglichkeiten. Erstens durch den Erwerb von Anteilscheinen à 1000 Franken, die Dividende besteht in einem jährlichen Stromzins. Zweitens durch den reinen Kauf von Rischer Strom, indem man den ökologischen Mehrwert von Solarstrom bezahlt. Das kostet für Privathaushalte pro Quartal 250 Franken. Drittens, indem man der Genossenschaft einen langjährigen Kredit zur Finanzierung von neuen Fotovoltaikanlagen zur Verfügung stellt. Oder viertens durch die langjährige Vermietung von Dachflächen, auf der die Genossenschaft eine Fotovoltaikanlage installieren und betreiben kann. Die Möglichkeiten können auch miteinander kombiniert werden.

triebetrieben Solaranlagen zu installieren. Die Reaktionen sind bisher äusserst positiv», sagt Knüsel.

Das Engagement der Genossenschaft muss aber nicht nur bei den Solaranlagen bleiben. Wie Sandra Hauser sagt, ist in den Statuten festgeschrieben, dass die Genossenschaft auch andere erneuerbare Energieformen wie beispielsweise Wind, Wasser oder Geothermie finanzieren kann.

HINWEIS

► Der Informationsanlass zur Genossenschaft «Rischer Energie» findet am kommenden Montag, 13. Februar, um 19.30 Uhr im Verenasaal im Zentrum Dorfmatt statt. ▲



Andreas Bossard,
Zuger Stadtrat

Fürchten Sie ein Nein der Stimmbürger?

Am 11. März stimmen die Baarer und die Stadt Zug über den Kauf von Betten im geplanten Pflegezentrum II in Baar ab. Bauherrin ist die Stiftung Pflegezentrum Baar, in der neben Baar und der Stadt auch die Bürgergemeinde Einsitz hat. Das neue Heim soll neben dem bestehenden Pflegezentrum

gebaut werden und 80 Betten beherbergen (wir berichteten). Die Stadt Zug würde für 44 Betten einen Beitrag von 19,3 Millionen Franken zahlen. Auf die Gemeinde Baar entfallen für die restlichen 36 Betten 15,9 Millionen. Gerade in der Stadt Zug macht sich nun Widerstand breit. Kritisiert werden insbesondere die Kosten.

Andreas Bossard, sind Sie wegen der wachsenden Opposition beunruhigt?
Andreas Bossard: Nein, das bin ich nicht. Wir haben gute Argumente, dass die 19,3 Millionen Franken ein gerechtfertigter Preis sind. Müssten wir in der Stadt Land erwerben und ein eigenes Projekt auf die Beine stellen, käme das viel teurer zu stehen. Zudem würde der Planungsprozess für ein Stadtzuger Pflegezentrum rund acht Jahre in Anspruch nehmen. So lange können wir nicht warten. Wir brauchen die Betten

jetzt. Und ich bin zuversichtlich, dass die Stimmbürger das verstehen.

Die Gegner stören sich insbesondere an den Kosten pro Pflegeplatz. Im Pflegezentrum Baar II kostet ein Bett rund 440 000 Franken, im Frauensteinmatt aber nur 372 000 Franken. Weshalb ist das so?

Bossard: Das liegt zu einem grossen Teil an den Baukosten. In der Frauen-

steinmatt konnten wir auf eine Betonplatte bauen. Die Tiefgarage darunter wurde nicht über dasselbe Konto abgerechnet. Damit wird ein Bett schon rund 20 000 Franken billiger. Zudem wollen wir im geplanten Pflegezentrum

denselben Standard wie im bestehenden bieten. Deshalb sind die Zimmer grosszügiger als in der Frauensteinmatt.

Und das macht Sinn: In Baar werden Menschen in den höchsten Pflegestufen untergebracht sein.

Kritisiert wird auch, dass die Stadt ausserhalb ihres Gemeindegebiets Betten kauft.

Bossard: Die Stadt Zug ist seit vielen Jahren Mitglied in der Stiftung Pflegezentrum Baar. Es wäre unklug, wenn wir uns an diesem Projekt nicht beteiligen würden, gerade weil es viele Synergien mit dem bestehenden Pflegezentrum und dem Kantonsspital gibt. Und Baar und Zug liegen nun wirklich nicht weit auseinander. Aber natürlich ist es unser Ziel, möglichst viele Betten in der Stadt anzubieten. Deshalb planen wir ja auch Projekte in der Herti und im Waldheim.

Was passiert, wenn die Stadtzuger Stimmbürger Nein sagen?

Bossard: Dann ist das Pflegezentrum II gestorben. Das Projekt ist nur realisierbar, wenn alle dabei sind. Und für uns würde es bedeuten, dass wir pflegebedürftige Menschen sogar ausserkantonal unterbringen müssten.

Das Baugesuch liegt bereits öffentlich auf, die Profilstangen stehen. Ist das nicht etwas voreilig?

Bossard: Die Stiftung hat bewusst das Baugesuch bereits jetzt eingereicht. Die Stimmbürger sollen sehen, wie das Projekt aussieht. Zudem wollen wir vorwärtsmachen, wenn das Ja der Stimmbürger da ist. Es sollte allen klar sein: Wir brauchen die Betten im Pflegezentrum II – und das wirklich drin-

SILVAN MEIER
silvan.meier@zugerzeitung.ch